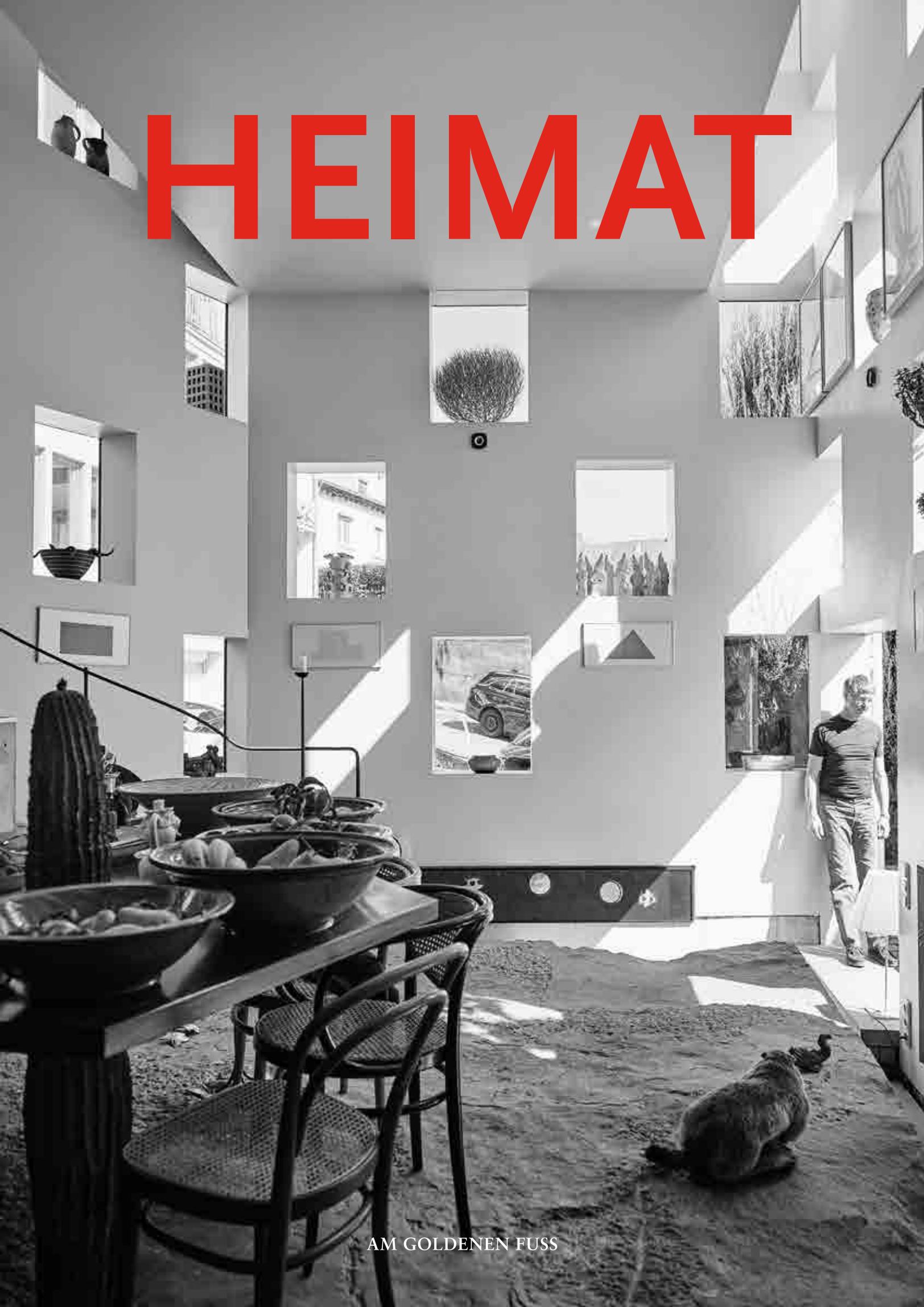


# HEIMAT



AM GOLDENEN FUSS



// // SIE WAR DIE  
ERSTE, DIE ICH  
TIEF UND WAHR-  
HAFT LIEBTE //  
// // AUCH KANN  
ICH SAGEN DASS  
SIE DIE ERSTE  
GEWESEN



# INHALT

<b>10</b>	Vorwort
<b>12</b>	Harald Schmid
<b>18</b>	Franz Aumüller
<b>26</b>	Ursula Krebaum-Poppe & Jürgen Krebaum
<b>36</b>	Willi Kurz
<b>42</b>	Teresa Ferraro-Martin
<b>48</b>	Werner Weiglein
<b>56</b>	Daniel Christian Glöckner
<b>62</b>	Delshah Ali
<b>66</b>	Nils Haupt
<b>72</b>	Götz Stöckmann & Gabriela Seifert
<b>82</b>	Sven & Belinda
<b>88</b>	Peter Tauber
<b>96</b>	Zakaria Ibech
<b>100</b>	Jürgen Michaelis
<b>106</b>	Faxe Müller
<b>112</b>	Volker Hohmann
<b>120</b>	Joan Rose Chantrell



# HARALD SCHMID

„Wir gehen meinen Weg“, sagt Harald Schmid und läuft zügig bergauf. Über den Obermarkt, steile Stiegen und Treppen hinauf, bis zum Halbmond, einem Wachturm der Stadtbefestigung. Dass die, die ihn begleiten, irgendwann nicht mehr antworten, sei er gewohnt, ruft er über die Schulter. Ausschnaufen könne man oben, im Stadtgarten. Als er angekommen ist, stützt er die Hände in die Hüften und nimmt den kleinen Park über den Dächern der Stadt ins Visier. Ein gutes Trainingsgelände, findet er, und zeigt auf eine Mauer. Hier? Wo andere Picknick machen? Er stellt ein Bein hoch, zieht das andere angewinkelt hinterher. „Und jetzt noch die Arme nach oben, ein paar Mal wiederholen, mehr braucht es nicht“, lässt er wissen und springt von der Mauer. Keine Geräte, keinen Sportplatz, nur das Wissen, wie der Körper als Ganzes funktioniert. Es gibt einige, die er im Stadtgarten trainiert hat, sich selbst eingeschlossen.

Vor einigen Monaten ist Schmid nach Gelnhausen gezogen, in ein schmales, hohes Fachwerkhaus mitten in der Altstadt. „Fachwerkhäuser sind belastbar, man kann sie retten, wenn man sie versteht“, sagt er. Angekommen, endgültig sesshaft geworden, mit 61 Jahren? Nein, ist er nicht. „Wie auch, ich bin ja niemals weg gewesen.“ Tatsächlich hat Schmid sein Leben lang in Gondsroth gewohnt, einer 1200-Seelen-Gemeinde auf der anderen Seite der Kinzig. Zum ersten Mal ist er jetzt ganz offiziell Gelnhäuser. Ein Etikett, das ihm seine gesamte Karriere über anhaftete. Wer in den Siebzigern, Achtzigern und frühen Neunzigern – egal wo – in der Welt unterwegs war und Gelnhausen erwähnte, der bekam ein kurzes Nicken: kennt man, da wohnt Harald Schmid, Weltklasse-Hürdenläufer, fünfmaliger Europameister, zweifacher Vize-Weltmeister und zweimaliger Olympia-Dritter.

Nur andersherum funktionierte das nicht ganz so gut. „Zwischen den Wettkämpfen hatte ich manchmal eine Jacke vom TV Gelnhausen an“, erzählt Schmid. „Das fanden die Amerikaner scharf, weil sie dachten, ich komme vom Fernsehen.“ Warum sollte er das richtigstellen, dachte er sich, die Geschichte war gut. Und warum sollte er sich mit dem beschäftigen, was andere über ihn dachten.

Etwa, dass er in seinem Wikipedia-Eintrag als „bodenständig“ beschrieben wird. Schmid lacht. „Wenn das heißt, der bleibt immer, wo er ist, kann ich damit nichts anfangen. Aber wenn das heißt, dass man die Erde spürt, weiß, wie das echte Leben ist, dann ist das ein Vorteil. Wenn man die Scheinwelt des Spitzensports mit allem, was daran hängt, als seine Welt deutet, dann gerät man in Gefahr, dann spürt man nicht mehr, was mit einem los ist und kann sich nicht mehr steuern.“

Die Erde spüren und sich selber steuern. Etwas, das ihm wichtig ist, auch dreißig Jahre, nachdem er seine Karriere als Hürdenläufer beendet hat. Es bedeutet mehr, als nur Kontrolle über sich zu haben. Verantwortung für sich zu übernehmen. In sich hinein hören. Mit sich im Reinen sein. Erst dann, weiß er, sind besondere Leistungen möglich. Überall, nicht nur im Sport. Und je höher die eigenen Ziele gesteckt sind, desto rarer werden die Vorbilder. „Ich wollte immer meinen Weg gehen und habe auch meinen Weg gesucht“, sagt er, „das ist für die, die einen begleiten, nicht so ganz einfach.“ Dass er später nie Sportfunktionär wurde, mag auch darin begründet liegen.

Zu Beginn seiner Karriere waren die, die ihn begleiteten, die Trainer vom Gelnhäuser Turnverein, dem TV Gelnhausen, wo Harald Schmid als Zwölfjähriger mit der Leichtathletik begann. „Vorsichtig“ sei der Weg im Verein gelaufen, sagt er, erst mit 15 ging das richtige Leistungstraining los. „Aber über meine spätere Strecke, die 400-Meter-Hürden, wusste keiner so richtig Bescheid.“ Auch das Umfeld hielt mit seiner rasanten Entwicklung kaum Schritt. Als er 17 ist, steht mit dem Länderkampf in Polen der erste internationale Einsatz bevor. Er muss sich befreien lassen – samstags ist normalerweise Schule –, und der Lehrer vermerkt im Klassenbuch schlicht: „Harald ist zum Turnen.“ „Daran habe ich gemerkt, dass deren Denken nicht bereit war für das, was ich gerade erlebte“, sagt Schmid. Er versucht erst gar nicht, es ihnen näherzubringen. In der Nationalmannschaft findet er schnell neue Freunde. Man erlebte Ähnliches und musste sich nicht ständig erklären. „Das hat vieles kompensiert.“

1976 stehen gleich zwei Großereignisse an. Die Olympia-Qualifikation. Und das Abitur. „In meinem jugendlichen Wahnsinn beschloss ich, ein bisschen mehr zu trainieren, zweimal am Tag, auch vor der Schule.“ Ein Pensum, das für den 18jährigen kaum zu schaffen ist. Schlechter als erhofft, aber immerhin: Er besteht das Abitur. Und er bekommt das Ticket für Olympia. Als Sportler ist er damit endgültig auf der internationalen Bühne angekommen. In Montreal holt er 1976 mit der 4 x 400-Meter-Staffel Olympia-Bronze. „Das nimmt einen am Anfang ziemlich mit“, sagt Schmid, „das ist wie eine riesige Welle, die auf einen zukommt, und wer soll einen dafür trainieren?“ Wer Glück hat, hat jemanden, der einen begleitet. „Die Familie war für mich der ruhende Pol, und dass das hier mit dem Verein in so angenehmen Bahnen lief, das hat mir viel Rückhalt gegeben.“ Die Eltern, glaubt er, „haben sich nicht allzu viele Sorgen gemacht, die wussten, ich kenne den Weg zurück“.

Fünfzehn Jahre ist er in der Welt des Hochleistungssports zu Hause. Zu Hause heißt in dieser Zeit: wechselhaft schöne Hotelzimmer, und während die alten Schulfreunde ihre Partys in den Hobbykellern der Eltern oder im Studentenwohnheim feiern, feiert er sie überall auf der Welt, wo gerade Wettkämpfe sind. Manchmal trainieren Top-Athleten mit ihm im Stadtwald, aber davon kriegt in Gelnhausen keiner etwas mit.

„Ich hatte das Gefühl, die Strecke braucht vom gesamten Grundverständnis ein anderes Training“, sagt er. Es kommt zum Konflikt mit dem Bundestrainer. „Das fühlt sich erstmal nicht gut an“, sagt er, „aber mich hat es vorangebracht.“ Zu seinem Weg gehört es, Schwieriges einfach zu machen. „Wenn man viel trainiert, muss man das auch aushalten und sich fragen: Worauf kommt es wirklich an?“ Der Erfolg gibt ihm recht. 16 Jahre lang, bis 1995, hält er mit 47,48 Sekunden auf 400-Meter-Hürden den Europarekord. Auf der ganzen Welt war seinerzeit nur einer schneller: Edwin Moses, der ewige Konkurrent, die Duelle zwischen Schmid und dem zweimaligen Olympiasieger waren legendär. „Früher war unser Verhältnis eher abgekühlt, vor allem, weil er sich stark abgeschirmt hat von den anderen Sportlern“, erinnert sich Schmid. Vor sechs Jahren traf er ihn wieder. „Wir haben uns nett unterhalten, kollegial, ich bin auch nicht nachtragend, dass er öfters schneller war.“

Den „Weg zurück“ kennen, das heißt mit Anfang zwanzig aber auch: etwas Ordentliches lernen, für die Zeit nach der Sportlerkarriere. In Gelnhausen macht er eine Ausbildung zum Verwaltungsinspektor. „Aber das ist es nicht.“ Harald Schmid interessiert, wie die Vorgänge im Körper zusammenhängen. Er setzt „voll auf die Karte Sport“ und beginnt ein Studium der Sportwissenschaften in Mainz. In Mainz, nicht in Köln, wo alle hinwollten und wo sein Bundestrainer Dozent war. „Das war klein und familiär, da waren Professoren, die wussten, was es heißt, Sport zu treiben, da profitiere ich heute noch von.“

1997, mit 40 Jahren, wird er mit dem Thema „Technik des Weitsprungs in der griechischen Antike“ promoviert. Noch heute liebt er Zitate, die etwas schnell auf den Punkt bringen. Am liebsten aus der Antike. In seinem Büro in der Gelnhäuser Langgasse holt der Diskuswerfer von Myron in einer Wandnische zum Wurf aus, auf dem Klavier liegen Noten von Scott Joplins „The Entertainer“. Bei den Vorträgen, die er bundesweit hält, erlebt man ihn als hochkonzentrierten Trainer, der motivieren kann, dessen Energie ansteckt, aber man muss mithalten können.

Heute coacht er in ganz Deutschland Führungskräfte, macht Teambuilding für Unternehmen und bietet Personal-Training an. „Ich wurde immer mal gebeten, hier und da ein Coaching zu übernehmen, das hat sich nach und nach so ergeben“, sagt er. „Ich gucke, was ist los mit dir, was fehlt dir körperlich, wie bist du psychisch aufgestellt, zeige dir einen Weg, den du beschreiten kannst und trainiere dich dafür.“ Als wichtige Inspirationsquelle für seinen Ansatz nennt er Galenos von Pergamon, im dritten Jahrhundert nach Christus Leibarzt der griechisch-römischen Herrscher und einer der bedeutendsten Ärzte des Altertums. „Würden die Leute mehr Sport treiben, brauchten sie mich nicht“, zitiert ihn Schmid sinngemäß. „Er hat genau beschrieben, welche Übungen für was gut waren. Diskuswerfen wirkte beruhigend bei Stress, Übungen mit dem kleinen Ball sorgten für einen beweglichen Geist. Er war ein Vorreiter.“

Nach der Beendigung seiner Sportlerkarriere hatte Schmid auch eine zeitlang in Schulen gearbeitet. „Ein Projekt für Talentsuche und Talentförderung, das war eine Idee des Kultusministeriums. Ich war der Startschuss dafür und das passte gut. Ich wollte unbedingt mal was machen, wo ich zur Ruhe komme und nicht um die Welt reisen musste.“

Aber dann kam ein Projekt auf ihn zu, das ihm dafür keine Zeit mehr ließ und zum eigentlichen Steckenpferd werden sollte: „Kinder stark machen“, eine Kampagne zur Suchtprävention der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Köln. „Wenn man Kinder und Jugendliche vor Sucht und Drogen schützen will, braucht man Menschen, die sie in ihrer Lebenskompetenz entwickeln, besonders in diesem Alter. Das läuft super in Sportvereinen, da gibt es Trainer, die das mit Herzblut machen, an die müssen wir rankommen“, sagt er. Seit er 1995 damit begonnen hat, hat er über 12.000 Trainer ausgebildet. Dass er selbst immer ein Vorbild war, als Sportler und Mensch integer und niemals auch nur annähernd unter Dopingverdacht, mag ihm dabei viele Türen geöffnet haben. „An den Schaltstellen kannte ich außerdem alle und sie kannten mich.“





# SVEN & BELINDA

Vor den mächtigen Mauern der mittelalterlichen Kaiserpfalz schiebt sich keck ein kleines Sandsteinhaus nach vorne. „Weincafé Castellum“ steht über dem Vordach, ein Bärtiger mit Totenkopfringen kehrt die Treppe. Café, Wein und Heavy Metal? Im Ernst? „Vergiss´ das Weincafé, die Leute kommen zu Sven und Belli“, sagt der Mann und dreht seine Ringe zurecht. Sein Bart wippt, und er grinst ein breites, gutmütiges Grinsen, das für eine Weile im Gesicht sitzen bleibt. So lange, bis man die Totenköpfe vergisst und einfach bleiben möchte. „Bei den Gelnhäusern ist wichtig, wie du mit ihnen umgehst“, ruft „Belli“ von drinnen, „die gehen zum Wirt, nicht in die Kneipe.“

Der Wirt, das ist vor allem Sven. Wenn die Gäste durch die Tür kommen, empfängt sie dieses Sven-Grinsen, ausladend und ehrlich, man wird geduzt, und man gehört dazu. Ein wohliges Wohnzimmer auf zwanzig Quadratmetern. „Ich bin immer gerne unter Leuten gewesen“, sagt Sven. Dass er sich das nach sechzehn Jahren in der IT-Branche endlich eingestehen konnte, erscheint ihm heute wie die Befreiung aus der falschen Welt. „Es gibt da dieses typische IT-ler-Bild: Du wirst morgens ins Büro gesperrt, dann sitzt du acht Stunden vorm PC, und abends wirst du wieder rausgelassen.“ Das wurde auch nicht besser, als er im Zentrum für Datensicherheit in einem ziemlich großen, schicken Büro sitzen durfte. Alleine, versteht sich.

Auch Belinda hatte genug. Als Diplom-Pädagogin hatte sie zehn Jahre in der Behindertenhilfe gearbeitet, es konnte was Neues kommen. „Am Anfang haben wir so rumgesponnen, zusammen ´ne Kneipe, das wäre doch was“, sagt sie. „Am liebsten ´ne Metal-Kneipe, oder ein Weinlokal.“ Oder beides. Und dann haben sie Nägel mit Köpfen gemacht. Nach einem passenden Ort gesucht, gekündigt, sich mit Haut und Haaren in den Neuanfang gestürzt. „So eine Übergangsphase, halb angestellt, halb Selbstständigkeit, von acht bis eins arbeiten, das wollten wir uns nicht geben“, sagt Sven. Entweder es reichte, um davon zu leben, oder es reichte nicht, dann ging es zurück in die alten Jobs.

Fünf Jahre ist das her. Sven und Belinda haben durchgehalten. Das Café ist inzwischen Geschichte, der Wein ist geblieben. Sie sind Nachtmenschen, die Kneipenwirtschaft liegt ihnen einfach mehr. Sie haben ein Stammpublikum zwischen achtzehn und achtzig, steigt der Altersdurchschnitt, dreht Sven den Metal eben leiser. Dabei kamen am Anfang eher die Älteren. Ein Stammgast habe ihr gerade gebeichtet, dass ihm das Styling der beiden anfangs Angst einflößte, lacht Belinda. „Und dann haben auch die Jüngeren gehört, dass zwei Tätowierte eine Weinkneipe machen und dass hier gute Musik läuft.“

Der kleine Gastraum mit den dunkelgrünen Wänden, in dem immer ein Feuer im Kamin brennt – eine Heizung gibt es nicht –, fasst genau vier Holztische und einen langen Tresen. Wann der Laden voll ist, entscheidet Sven. Denn genau hier liegt seine besondere Gabe: zusammenzuführen, was niemals zueinander käme. Nicht freiwillig jedenfalls. „Wir waren in Gelnhausen mal am Obermarkt essen“, erzählt Belinda, „da saßen immer zwei Personen an Sechsertischen. Dann kam ein Pärchen, hat sich umgeguckt, den Kopf geschüttelt, und ist gegangen.“ Typisch für die Region, findet Sven. „In Köln wäre das undenkbar, wenn es irgend geht, wird da noch ein Hintern dazugepackt.“ Dann hat er ein bisschen Köln gespielt. Die Leute an die Hand genommen. „Klaus und Birgit, das sind Petra und Ralph, ganz liebe Leute, die kommen jetzt zu euch.“ Und dann waren Klaus, Birgit, Petra und Ralph die letzten, die gegangen sind. „Druffstumpe“ muss man manche auf ihr Glück, findet Sven, und Belinda lächelt, weil ihm das tatsächlich gelingt.

Seit neun Jahren sind Belinda und Sven ein Paar. Jeder hat seine eigene Wohnung. „Das ist wichtig, wenn man zusammen arbeitet“, findet Belinda. Sie lebt seit dreizehn Jahren über dem Gelnhäuser Stadtgarten, in einer kleinen, krummen Wohnung mit Gärtchen, in dem man Lagerfeuer machen kann, die Nachbarin ist ihre beste Freundin. „Ich fand Gelnhausen immer toll“, sagt die 41-jährige, „das mittelalterliche Flair, die Kneipenkultur, die Verkehrsanbindung, alles passte.“ Erlensee, wo sie bis dahin ihr Leben verbracht hatte, war langweilig dagegen.

Sven ist ein paar Male umgezogen. Nidderau, Langenselbold, Erlensee, Langenselbold, und wieder Nidderau. Ein Radius von 20 Kilometern. „Heimat ist da, wo mein Leben stattfindet, wo meine Freunde sind“, sagt er. „Würden die geschlossen in die Lüneburger Heide ziehen, käme ich mit.“ Die Leute zählen, nicht der Ort – oder etwa nicht?

Belinda neigt den Kopf und dreht an einem ihrer geflochtenen Zöpfe. „Ich könnte mir viel vorstellen“, sagt sie. Frankfurt, Hamburg, Berlin. Vielleicht ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Sven schüttelt sich. „Um Gottes Willen, ich brauch das Remmidemmi nicht.“ Ein Großstadttyp, das ist er nicht, wird er auch nicht. Aber heimatverbunden? „Brrrr. Ich bin hier geboren, aber alles, was ich mache, das liegt an mir, das würde ich in Kanada auch hinkriegen.“ „Ja“, sagte Belinda, ein langes Ja, das erahnen lässt, wie viel Kraft es kosten würde, ihn zu verpflanzen.

Bleiben heißt, sich arrangieren, das wissen Belinda und Sven nur zu gut. „Wir haben hier nicht nur gute Erfahrungen gemacht“, sagt Belinda. Mit den Nachbarn gab es Clinch, mit den Behörden, von denen sie sich als Neulinge kaum unterstützt fühlten. „Aber dann gab es wieder diesen tollen Zusammenhalt zwischen den Gelnhäuser Gastronomen.“ Als neue Gebühren für den Außenbereich eingeführt werden sollten, sind alle zusammen zum Bürgermeister gezogen, da wurde zumindest das Ärgste abgewendet. „Als Gewerbetreibender hat man es hier trotzdem schwer“, sagt Sven, „da schwillt mir schon manchmal der Kamm.“ „Das ist dann das Kleinstädtische“, sagt Belinda, „du kannst das nie trennen, weil du mit allen, mit denen du Ärger hast, früher oder später auch privat zu tun hast.“





# ZAKARIA IBECH

Zakaria steckt den Finger in eine Dose mit Perlen, stellt sie wieder zurück ins Regal. „Glitzer und Stickereien, Prinzessinnenkleider, das funktioniert hier nicht.“ Heute amüsiert ihn das. Doch es dauerte eine Weile, bis er den Geschmack der deutschen Frauen verstand. Im Libanon und in Syrien liebt man opulente Abendmode, leuchtende Farben, Pailletten, Spitze, Swarovski-Steine. Wer es sich leisten kann, zahlt dafür ein kleines Vermögen. Hierzulande, musste er erkennen, dominieren Pastelltöne, bitte keine Stickereien, und bloß nicht bodenlang. „Dezent“, sagt er und lacht über das fremde Wort. Es ist das Gegenteil von dem, was er bislang gemacht hat. Überhaupt die Idee, in der Schmidtgasse ein Atelier zu eröffnen. Schneider, das sind in Gelnhausen in der Regel Änderungsschneider, keine Couturiers. Die ersten, die kamen, brachten Hosen zum Kürzen. Auch daran musste er sich gewöhnen.

In einem Dorf nahe der syrischen Grenzstadt Afrin ist Zakaria aufgewachsen, schon mit 15 ging er nach Beirut auf die Modeschule, es war sein großer Wunsch. Zurück in Syrien, etabliert er sich schnell als Designer und leitet in Aleppo ein eigenes Atelier. „Ich hatte einen Namen“, sagt er. Doch dann kommt der Krieg. Zakaria geht wieder in den Libanon und eröffnet in Beirut ein Atelier mit fünf Mitarbeitern. Er zeigt auf seinem Handy ein Video, einen Ausschnitt aus einer libanesischen Fernsehsendung. Models posieren in weit schwingenden Roben auf dem Laufsteg, Zakaria – in T-Shirt und Satin-Jackett – kommentiert, gleich zwei Moderatorinnen und ein Moderator stellen Fragen. Drei Jahre ist das her. Kaum ist die Sendung ausgestrahlt, muss Zakaria den Libanon verlassen. Für viele Syrer ist es plötzlich schwer geworden, eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen.

Er will nach Europa. Über die Türkei gelangt er nach Griechenland, manchmal in der Gruppe, meist alleine, er spricht gut Englisch, das hilft. Im Gepäck: drei Hosen, drei T-Shirts, was man am nötigsten braucht, kann man kaufen, sagt er. Zakaria möchte nach Frankreich, muss aber in Deutschland auf die Einreise warten. Ein paar Tage in Paris genügen, dann weiß er: Die Stadt ist nichts für ihn, also zurück nach Deutschland, dort will er bleiben. Nach kurzen Stationen in Gießen und Niederdorfelden kommt Zakaria nach Gelnhausen. Zehn Monate lebt er mit anderen Männern zusammen in einem Zimmer, mal sind es vier, mal sechs. Er verrät nicht, was er vorher gemacht hat, es fragt auch fast niemand.

Seine Mutter und zwei Schwestern sind in Afrin geblieben, ein Bruder ist im Irak, der Vater schon seit vielen Jahren tot. Afrin galt lange als sichere Stadt, seit der Besetzung durch türkische Truppen vor wenigen Wochen hat sich das schlagartig geändert. „Es ist kaum möglich, die Frauen nachzuholen“, sagt er, „ich bin der älteste Mann in der Familie, alle haben Angst, und ich kann sie nicht beschützen.“ Aber zurückgehen? „Nein“, sagt er entschieden. „Ich gehe niemals zurück, immer weiter, mein Leben ist jetzt in Deutschland, ich muss sehen, wie ich hier klarkomme.“

Zakaria ist kontaktfreudig, das öffnet ihm viele Türen. Deutsch hat er „einfach so“ gelernt, sagt er, ohne Sprachkurs, er wollte sich möglichst schnell verständigen. Er freundet sich mit seinem Hausarzt an, der vermittelt ihm eine eigene Wohnung und hilft ihm auch bei der Gründung des Geschäfts und allen Formalitäten. „Hier ist alles offiziell“, sagt Zakaria, „das ist zu viel, im Libanon wären das fünf Prozent davon.“

Aus Gelnhausen darf er vorerst nicht wegziehen. Den Schrecken darüber hat er schnell verwunden, mit dem ihm eigenen Optimismus. Natürlich ist die Kleinstadt keine Metropole, aber er ist im Dorf aufgewachsen, mit Tieren und viel Natur, „die ganze Stadt war voller Olivenbäume“. Er mag das Mittelalterliche, den Stadtgarten, und dass es von seiner Wohnung nur ein paar Schritte bis zum Atelier sind. Nur manchmal, da vermisst er die glamourösen Nachtclubs von Aleppo oder Beirut, die Wochenenden, an denen er mit einer großen Gruppe von einem Club zum anderen zog. „Hier feiert man klein, sogar die Familien sind klein“, stellt er fest, aber auch das hat seinen Reiz. Man kann gemeinsam kochen und essen, das gefällt ihm. In Syrien allerdings seien die Freunde „einfach so“ zum Essen gekommen. Hier müsse man erst fragen, was die Leute essen können und was nicht, was sie vertragen und ob es Fleisch sein darf.

Seit einem Jahr gibt es jetzt „Zakaria Ibech Couture“ in Gelnhausen. Noch immer sind die Stunden im schlauchförmigen Atelier oft einsam. „Ich hoffe, dass bald mehr Leute kommen“, sagt er. Manche gucken auf dem Weg in die Altstadt per Zufall herein, aus Neugierde, andere wollen etwas ändern lassen und fragen, was er sonst noch mache. Manchmal ergibt sich daraus dann ein Auftrag. „Ich bin der Einzige weit und breit, der Maßanfertigungen macht“, stellt er nicht ohne Stolz fest. Für die Stoffe müsse er eigentlich nach Frankreich oder Italien fahren, was man hier im Laden kaufen könne, sei eher was für Hobby-Schneider. „Doch im Moment ist es schwierig, zu reisen“, stellt er fest. Er lächelt. Und macht einmal mehr Kompromisse.

Jüngst hat er seine Kollektion erweitert. Sein Freund, der Arzt, hat ihn bei den Fliegern eingeführt, seitdem näht er auch Schutzhüllen für Kleinflugzeuge. Oder Flugkappen aus festem Stoff. Businesskleidung bietet er an, und Hosen für Frauen. Und – „da muss ich meinen Stolz vergessen“ – er kürzt Säume und Ärmel. „Am Anfang hatte ich null Kunden, jetzt kommen die Leute sogar aus dem Freigericht und aus Büdingen“, sagte er, „das Atelier war auf jeden Fall der richtige Schritt.“

Ein Hochzeitskleid, „das Einzige, wofür die Deutschen ein Vermögen ausgeben“, hängt an einem selbstgebauten Ständer, vielleicht ist das ja irgendwann seine Nische, in der er sein ganzes Können zeigen kann. Eine eigene Familie, ja, die steht auch auf dem Plan, „aber das muss man erst organisieren“. Normalerweise, sagt er, macht er alles viel schneller. Er ist 34. „Das Leben ist jetzt.“

#### VITA

Zakaria Ibech wurde 1983 im syrischen Afrin geboren. Nach der Schulzeit Ausbildung an der Modeschule in Beirut (Libanon), er leitet Ateliers in Beirut und Aleppo. 2015 verlässt er im Verlauf des Syrien-Krieges seine syrische Heimat und kommt über die Türkei nach Deutschland. 2017 eröffnet er in der Schmidtgasse in Gelnhausen ein eigenes Schneideratelier für Maßanfertigungen und kleinere Schneideraufträge.

